

Zeitschrift: Jahresbericht des Bündnerischen Lehrervereins
Herausgeber: Bündnerischer Lehrerverein
Band: 51 (1933)

Artikel: Geistige Gefahren unserer Zeit
Autor: Oettli, Th.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-146858>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geistige Gefahren unserer Zeit

von Dr. Th. Oettli, Celerina

Vortrag, gehalten an der Volkshochschule in Chur im Dez. 1932

1.

Als ich der Leitung der Volkshochschule als Thema dieses Vortrages „Geistige Gefahren der Gegenwart“ vorschlug, da lockte mich die Gelegenheit, in einem etwas größeren Kreise, als er sonst dem Dorfdoktor von Celerina zuzuhören pflegt, über einige bestimmte geistige Richtungen, die gegenwärtig von sich reden machen, ein kräftiges Wörtlein sprechen zu dürfen. Wie ich nun aber daran ging, meine losen Gedanken zum Thema in die straffe Gliederung zu bringen, welche sich für einen Heerbann schickt, der zum Treffen zieht, da glich meine Schlachtordnung einer Improvisation, die allenfalls geeignet sein mochte, ihrer einmaligen gegenwärtigen Aufgabe zu genügen; danach aber, das war anzunehmen, würden die Gedanken wieder auseinanderlaufen, und bei der nächsten Gefahr, die dem Geiste drohte, müßte man sie wieder zusammentrommeln, neu ausrüsten und aufstellen, wollte man nicht lässig abseits stehen oder gegenwärtigen, daß man von dem andringenden Feinde über den Haufen geworfen werde. Beides aber ist unwürdig derer, die mit uns glauben, die wahren geistigen Güter, welche uns von den Vorfahren vermacht wurden, seien es wert, daß wir sie verteidigen mit den Waffen, deren wir in der Rüstkammer unseres Geistes genug finden, dank jenem Vermächtnis, wenn wir uns nur die Mühe nehmen wollen, nachzusehen und sie von der Wand herunterzuholen; denn diese Waffen der Väter sind nicht Museumsstücke, ehrwürdig und unbrauchbar, nein, sie schicken sich auch noch in unsere Hände, für unsere geistigen Kämpfe. Darum erschien ökonomischer der Versuch, einerseits die allgemeinen Kennzeichen dessen zu bestimmen, was wir heute als geistige Gefahr anzusehen haben, sodann allgemeine Grundsätze über unser Verhalten gegenüber diesen Gefahren zu finden und zu begründen. Ob der Versuch gelingt, ob er gelingen kann und nicht ein Versuch mit untauglichen Mitteln oder am untauglichen Objekte bleiben muß, das läßt sich von vornherein nicht entscheiden; nützlich aber und heilsam scheint uns an sich schon der Versuch zu sein, Grundsätze aufzustellen, nach denen wir unser Verhalten richten sollen angesichts der Geistesgaben, die heute in einer Menge, einer Buntheit, wie sie

vordem nie erlebt wurde, von allen Seiten uns angeboten, angepriesen, aufgenötigt werden. Denn diese bunte Fülle bedeutet an sich schon eine Gefahr. Zwar ist kaum zu befürchten, es möchte unserm Geiste ergehen wie Buridans hungrigem Esel zwischen den beiden Heubündeln, der sich zu beiden genau gleich stark hingezogen fühlte, darum regungslos verharrte und verhungerte. Viel größer ist die andere Gefahr, daß wir von allem naschen, was uns vor die Nase kommt; daß unser Geschmaç darob es verlernt, reelle Kost von billigem Surrogat, Nahrhaftes von Unverdaulichem, Bekömmliches von Giftigem zu unterscheiden; die Gefahr, daß wir uns den Magen so gründlich verderben, daß er überhaupt keine geistige Nahrung mehr verträgt.

Vergegenwärtigen wir uns einmal, was so ungefähr an geistiger Kost ein Vertreter des großstädtischen Bürgertums heute im Laufe eines Werktages zu sich nimmt. Beim Frühstück liest er die Morgenzeitung — vorausgesetzt natürlich, er ist Junggeselle oder länger als vier Wochen verheirateter Ehemann. Früher las er „seine“ Zeitung, heute liest er nur doch „die“ Zeitung. Früher glich die Zeitung einem Spezialgeschäft, in welchem der Bürger sich allmorgendlich eine bestimmte Gesinnung, tischfertig hergerichtet, abholen konnte in der Form der Kommentare, welche die Redaktion je nach dem Parteibekenntnis, das sie zu vertreten hatte, den politischen Tagesneuigkeiten angedeihen ließ. Jede gute Zeitung hatte ihr eigenes Gesicht. Es war nicht immer schön, aber es hatte Charakter. Heute gleicht die große Zeitung mehr einem Warenhaus für Neuigkeiten, und diesen Geschäftszweig muß sie vornehmlich pflegen, wenn sie gedeihen will. Die Auswahl der Neuigkeiten, welche dem Leser mehrmals täglich aufgetischt werden, richtet sich nach der Größe ihres Abstandes vom Gewohnten, Alltäglichen; je größer dieser Abstand, desto besser der Platz, welcher einer Neuigkeit in der Zeitung angewiesen wird; ihr sachlicher Inhalt ist weniger wichtig. Dem Berichte über die Entdeckung eines neuen Planeten beigelegt steht die Mitteilung, daß es einem Bürger von Minneapolis geglückt sei, 64 Stunden ohne Unterbrechung Klavier zu spielen; man hört von der Negerin, die an der Goldküste lebendige Vierlinge zur Welt gebracht hat, und gleich nachher von der letzten Ausgrabung in Ur in Chaldäa. Alle Länder beteiligen sich an einem Tauschhandel mit Tagesneuigkeiten, der so trefflich eingerichtet ist, daß nirgends im bewohnten Erdkreise ein Minister ermordet, in einem Parlamente gerauft, ein Diamant mittlerer Größe gestohlen, ein Generaldirektor flüchtig und ein Übeltäter bescheidenen Formates gehängt werden kann, ohne daß diese und ähnliche Neuigkeiten am nächsten Morgen den Antipoden zum Frühstück serviert würden in Notizen, die immer knapper, unter Überschriften, die immer größer werden. Nicht weniger bunt als im Nachrichtenteil sieht es in der großen Zeitung heute in der eigentlichen Domäne des Geistes aus, im Feuilleton. Wie über dem Strich dem klassischen Leitartikel, so ist es unterm Strich dem klassischen Feuilletonroman ergangen, der sich

bebaglich durch viele Nummern hinzuziehen pflegte: Er ist am Absterben, und auch die stärksten Dosen der beliebten Exzitantien Kriminalistik, Erotik, Erotik werden ihn auf die Dauer nicht am Leben erhalten. An seine Stelle ist die „Kurzgeschichte“ gerückt, häßlich wie ihr Name, grob und kraß. Weiter finden wir da eine Brocksammlung aus allen Gebieten des Wissens, der Forschung, der Kunst. Ernste Gelehrte mühen sich, in gemeinverständlicher Sprache ihre Funde mitzuteilen, in Artikeln, die gediegen sein dürfen, kurz sein müssen. Kompetente Kritiker urteilen, im Schnellverfahren, über das Neue in Kunst und Literatur. Daneben aber gibt es keine Verirrung des ästhetischen Gefühles, keine Torheit, keinen Überwitz im wissenschaftlichen Gewande, keine geistige Charlatanerie und keine rohe Ignoranz, welche hier nicht zu Worte kämen, wenn sie nur einen bekannten, beredten und dreisten Anwalt finden. Wahrscheinlich tun sich die Redaktionen etwas zugute auf die noble Vorurteilslosigkeit, welche die Sonne ihrer Gunst gleichermaßen über Weisheit und Torheit scheinen läßt — vorausgesetzt nämlich, sie munden dem Leser und machen sich dadurch bezahlt.

Auf der Elektrischen, die ihn zu seinem Bureau führt, durchblättert unser Bürger die illustrierte Zeitung, in der ihm Neuigkeiten aus aller Welt als Bilder geboten werden. Die photographische Kamera leiht ihm ihr unbestechliches und ungerührtes Auge, das von keinem Leide sich schamhaft, von keinem Greuel sich in Grausen abwendet. Zwischen zwei Haltestellen macht sie ihn zum Augenzeugen der Hinrichtung eines chinesischen Banditen, der Trauung eines amerikanischen Millionärs, der Einweihung eines französischen Kriegerdenkmals und eines Streikes der Minenarbeiter in Johannesburg. In dem spärlichen Texte dieser Blätter wird die Beute ausgebreitet, welche seine Verfasser von ihren hastigen Raubzügen durch alle verschwiegenen Winkel, über alle Hintertreppen der politischen und kulturellen Menschheitsgeschichte heimbrachten; die Tiefsee und der Himalaya, die Stahlkammern der Bank von England und der Beobachtungsraum im Observatorium auf Mount Wilson müssen ihre letzten Geheimnisse preisgeben, damit der Leser auch ja auf seine Kosten komme, daß ihm für die investierten 25 Rappen sein volles Maß an der gewohnten stark und grob gewürzten geistigen Kost zuteil werde. Auf dem Heimweg führt er sich die neuesten Sportsnachrichten zu Gemüte; an einer Indisposition des Torwartes der Canadian Blues nimmt er warmen Anteil, und auch eine kritische Musterung der Anwärter auf den Titel eines Weltmeisters im Fliegengewicht weiß ihn zu fesseln.

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, das aufzuzählen, was Grammophon, Kino, Radio zu dieser Art der geistigen Kost hinzufügen. Sie können Wertvolles vermitteln, gute Musik, hin und wieder ein gutes Schaustück, einen Blick in die bewegte Natur, der sich lohnt. Aber auch hier ist das Wertvolle spärlich eingestreut in die erdrückende Masse des andern, dessen gemeinsame geistige Merkmale wir jetzt bestimmen wollen.

Allen diesen Darbietungen gemeinsam ist derselbe Zweck; sie wollen das Publikum nicht bilden, sie wollen es unterhalten, und je besser sie diesen Zweck erfüllen, desto wertvoller erscheinen sie denen, welche diese Ware hervorbringen und sie zum Kaufe anbieten; ja das Urteil des Publikums ist ihnen das einzig gültige, das autonome Maß für ihren Wert. Die Unterhaltung aber kommt dadurch zustande, nur dadurch, daß in dem, der sich unterhalten soll, eine eigentümliche geistige Spannung erzeugt wird, welche ihn wünschen läßt, die Unterhaltung möge weiterdauern. Da aber die Empfänglichkeit für die psychischen Reize nicht konstant ist, da der Reizeffekt bei gleich bleibendem Reize rasch abnimmt, da wir abstumpfen gegen den Reiz, so muß die Unterhaltung, soll die gewünschte Spannung bestehen bleiben, immer stärkere Reize erzeugen, immer neue Reize erfinden. Was da gereizt wird in uns, das ist nun aber nichts anderes als die Neugier, die nichts zu tun hat mit dem Durst nach Wissen, nach Erkenntnis, welcher dem Menschen mit der Vernunft eingeboren ist, den zu stillen er die Wissenschaft geschaffen hat, die nie rastende, nie vollendete. Dem Neugierigen ist es nur um die Erzeugung und Erhaltung dieser eigentümlichen geistigen Spannung zu tun, die ihn die Ohren spitzen, die Augen richten läßt dem Künftigen entgegen, das ihm die Lösung der Spannung, die Stillung der Neugierde bringen soll; die ihn gleichermaßen in die Zukunft hineinsaugt, desto stärker und angenehmer, je größer die Spannung ist und je länger ihre Lösung auf geschickte Weise hingehalten wird. Auf welche Weise die Spannung erzeugt wird, ist ihm gleichgültig; er gleicht dem Trunkenbold und jedem andern Süchtigen, dem es auch nur auf die Stillung seiner Sucht ankommt und nicht auf die Mittel, durch welche sie gestillt wird — der gemeinste Fusel ist ihm gut genug. Presse, Kino, Radio bieten ihrem Publikum gewiß mehr als genug Bildungselemente an — sie brüsten sich auch weidlich mit dieser ihrer Mission zur Volksbildung, wie sie es nennen; aber ihre Bildungselemente, an sich vielleicht wertvoll, werden degradiert zu Reizstoffen für die gleiche vulgäre Neugier des Menschen, mit der er an der Kinoreportage über einen Stierkampf oder einen Boxermatch teilnimmt; sie werden in den Neugierfächchen mit derselben grob gewürzten, auf ordinäre Weise pikanten Sauce übergossen, von welcher die Köche wichtig behaupten, sie allein mache erst ein jedes Gericht schmackhaft für den Gaumen ihres Publikums.

Der Durst nach Wissen aber kann nur durch geistige Mitarbeit des Dürstenden gestillt werden. Nie wird Wissen passiv erworben, durch einfaches Eingießen des Wissensstoffes; dieser Stoff muß bearbeitet, erarbeitet werden, soll er sich dem Vorrat an lebendigem geistigem Besitze einfügen und nicht toter Ballast bleiben. Jedes auf diese Weise erworbene, jedes wirklich assimilierte Wissen mehrt den geistigen Besitz nicht nur um den Wert des Hinzugefügten; vielmehr gehört es zum Wesen des Geistigen, daß es den Geist, über das hinaus, was es seiner Weite und Tiefe hinzufügt, weiter und tiefer macht:

der geistige Stoffwechsel ist dem Gesetze von der Erhaltung der Energie nicht unterworfen. Ganz anders bei der Neugierde; der Geist des Menschen, in dem sie erzeugt wird, verhält sich dabei so passiv wie die Saite, die von fremder Hand gespannt wird. Und ebenso passiv bleibt der Geist bei der Stillung der Neugierde; nicht er selber stillt sie, er wartet nur darauf, wie dies, durch andere, geschehen werde. Nichts kommt dem bequemen Gang des Menschen zur geistigen Trägheit mehr entgegen als die raffinierte, systematische Reizung und Stillung seiner Neugier, in deren Dienst sich ein Apparat von einer an sich bewunderungswürdigen Vielseitigkeit, Schnelligkeit und Präzision der Leistung gestellt hat. Mit einem dichten Netze von Stationen hat er die Erdoberfläche überzogen; dort werden die Neugierigkeiten gesammelt, welche die Neugier des Publikums reizen sollen; durch kupferne Drähte und durch die ungebahnte Atmosphäre werden sie über den Erdball gejagt mit der Geschwindigkeit des Lichtes, welche uns vorstellbar zu machen die irdischen Maße kaum hinreichen. Die Folge ist, daß die Wahrnehmungssphäre des individuellen Geistes sich ins Ungemessene geweitet hat; jede irdische Ferne ist uns in Hör-, bald auch in Sehweite gerückt dank der Übertragungstechnik von Schall und Licht; bald wird es so weit sein, daß alles irdische Geschehen unsern Sinnen anschaulich gegenwärtig sich darbietet. Welche Unsumme von Intelligenz, Arbeit, Geld wurde und wird aufgebracht, um diesen Nachrichtendienst zu unterhalten und beständig zu verfeinern! Damit wir auf einem Stück weißer Leinwand eine halbe Stunde lang mit Spannung das bewegte Bild vom Leben der wilden Tiere im Herzen Afrikas verfolgen können, arbeitete dort eine eigens dazu ins Leben gerufene Expedition Monate, vielleicht Jahre lang; mancher Teilnehmer wurde vom Fieber dahingerafft, einige fielen den wilden Tieren zum Opfer; von dem, was die Expedition kostete, könnte ein Dutzend tüchtiger Forscher zeitlebens aus der Fron der Arbeit ums tägliche Brot erlöst, könnte ihnen die schöne und fruchtbare Entfaltung ihrer Gaben ermöglicht werden. Und wofür wird dieser Aufwand vertan? Unsere Urgroßmütter hatten vor ihren Erkerfenstern kleine Spiegel angebracht, die man Spione hieß. Plagte sie die Neugierde, so setzten sie sich hinter den Fenstervorhang und blickten, selber von draußen ungesehen (denn damals schämte man sich seiner Neugierde) in den Spion, der ihnen verriet, wer die Gasse herunter kam. Das war der Ausschnitt der Welt, den sie übersahen und der ihnen die kleinen Alltagsensationen lieferte, die sie brauchten und mit denen sie ihr Auskommen fanden. Unserer Neugierde steht die weite Welt offen, und bald wird kein Winkel auf der alten Erde mehr sicher davor sein, daß wir unsere Gwundernase hineinstecken, wenn es uns danach gelüstet. Wenn aber unsere Großtanten im Spion den Nachbar Schmid am Stock die Straße hinunter hinken und um die nächste Ecke verschwinden sahen, dann werweisten sie darüber, ob er nun trotz seines neuen Podagraanfalles zum Abendessen gehen müsse, und in diesem Werweisen leisteten sie ohne

Frage eine wenn auch bescheidene selbständige geistige Arbeit über die passive Stellung ihrer Neugier hinaus. Wir dagegen, wenn wir für unsern Geist nichts anderes tun als seine Neugier füttern mit der Ware, die aus aller Herren Länder zusammengerafft ihm alltätlich vorgesetzt wird, dann laufen wir Gefahr, daß er bald so faul und flach und tot und jeden eigenen Wesens bar sein wird, wie es die Spione waren, durch welche jene verstoßen blickten.

2.

Noch in einer anderen, im Grunde mit der eben besprochenen verwandten Form wird uns täglich und stündlich Geistiges angeboten. Es stillt nicht unsere Neugierde, es wird uns auch nicht mitgeteilt durch Bilder und durch Ausdrucksbewegungen (zu denen auch, als fixierte, registrierte Ausdrucksbewegung, die Schrift zu rechnen ist); aber mit dem Konsum von Neuigkeiten hat dieses Geistige es gemein, daß es uns, ohne unser Dazutun, in stetig wachsender Überfülle angeboten wird und daß wir uns daran gewöhnt haben, uns seiner zu bedienen, ohne dabei unserm eigenen Geiste die geringste selbständige Leistung zuzumuten; er bleibt dabei so bequem und passiv wie im Warenhause der Neuigkeiten: ich meine die moderne Technik. Wir essen das Brot, das wir nicht gebacken haben aus dem Mehl, das wir nicht gemahlen haben aus dem Korn, das wir nicht gesät und nicht geschnitten haben, das wir nicht wachsen und reifen sahen. Nicht wir haben die Kleider gesponnen, gewebt, geschneidert, die wir tragen, und wenn wir sie fertig kaufen, erfahren wir es auch nie, wo und von wem und wie sie gemacht worden sind. Ebenso geht es uns mit all den Dingen, den unzähligen, die sich zwischen unserm schutzbedürftigen Leib und die freie Natur schieben, die uns mit jeder Bequemlichkeit verwöhnen, uns die geringste körperliche Anstrengung abnehmen, die jede Bewegungsfolge, welche ein wenig Geschicklichkeit von uns forderte und einige Geduld, sie zu erlernen, für uns leisten mit einer Schnelligkeit und einer Präzision, die unsern Fingern nie gelingen könnte. Die moderne Technik ist es, die uns alle diese Dinge, und unzählige andere, anbietet, um uns das Leben so bequem wie möglich zu machen, ohne daß wir den eigenen Geist im geringsten anstrengen müssen, die unsere Häuser baut, einrichtet, heizt, die für uns schreibt und rechnet, die unsern Beinen die zeitraubende Mühe der Fortbewegung abnimmt, uns in der Eisenbahn, im Dampfschiff, im Automobil, im Flugzeug immer schneller und angenehmer jede Entfernung zurücklegen läßt, so daß die Erde schrumpft und bald keine Weite mehr für uns haben kann. Aber vergessen wir nicht, daß im einfachsten Werkzeug und in der kompliziertesten Maschine, deren wir uns bedienen, ohne sie selber verfertigt zu haben, daß in beiden sich eine geistige Leistung niedergeschlagen, verkörpert hat, die nicht unsere Leistung ist, von der wir aber zehren, um unserm eigenen Geiste die Mühe der Erfindung und der Herstellung zu ersparen. In der Regel sind wir

so überaus bequem, daß wir uns nicht einmal die Mühe nehmen, uns den Mechanismus, die Wirkungsart der Maschinen klar zu machen, mit denen wir alltätlich hantieren, ganz zu schweigen von den Produktionsprozessen, denen wir unsern technischen Komfort verdanken. Wer unter uns hat mehr als eine höchst summarische Vorstellung von den verschiedenen technischen Verfahren, welchen die Wollfaser unterworfen wurde, bevor sie im Stoff meiner Jacke an das vorläufige Ziel ihrer irdischen Bestimmung gelangte? Wer unter uns macht sich anheischig, den Bau und die Funktion des Telephons, die Einrichtung der elektrischen Lichtleitung, die Gewinnung des Leuchtgases, die Konstruktion des Automobilmotors und ähnlicher Apparate, deren wir uns alltätlich bedienen, einigermaßen korrekt zu beschreiben — nicht nur ganz allgemein und vage, sondern so, daß wenn heute durch eine Weltkatastrophe alle Pläne und Modelle dieser Dinge vernichtet würden, und wenn er als einziger Mensch das Wissen um sie hinüberrettete, daß er dann morgen kraft seiner Kenntnis einen Ingenieur instand setzen könnte, sie neu zu konstruieren?

Die Verwöhnung durch die Technik gefährdet den Geist viel mehr als den Leib. Sie schiebt sich, als immer dicker und weicher werdendes Polster, zwischen die Natur und den Geist des einzelnen zivilisierten Menschen; es fängt die rauhen Stöße der Natur auf, es schützt ihn vor den Unbilden ihrer Witterung. Aber es dämpft auch die Stimme der Natur, so daß sie nicht mehr unmittelbar an sein Ohr dringen, ihn berühren, ihn rühren kann. Wir leben unsern Alltag aus zweiter Hand. Die kleinen Tagesaufgaben, welche die Natur dem Geiste des Menschen stellt, der ihr nahe lebt, für uns haben andere sie gelöst, und wir verlassen uns darauf, daß auch weiterhin andere sie lösen werden. Ja, so träge macht uns diese Gewißheit, daß wir uns nicht einmal die Mühe nehmen, das Heft aufzuschlagen, in welches die andern für uns unser Tagespensum eingetragen haben, und ihre Lösung unserer Aufgabe darin nachzulesen. Allabendlich geben wir unsere Hefte der ernstesten Lehrmeisterin Natur ab, in der getrosten Erwartung, daß alles zu ihrer Zufriedenheit gelöst sei und daß sie morgen wiederum irgendwen für uns werde arbeiten lassen. Wer für uns arbeitet, das ist uns gleichgültig, wenn es nur jemand tut — die Technik macht alle Arbeit unpersönlich, macht jede Leistung anonym.

Vielleicht ist der eine oder andere meiner Zuhörer ungeduldig geworden und möchte schon lange mir einwenden: „Zugestanden, daß der Handel mit Neuigkeiten und die Zivilisationstechnik schwache und flache Geister gefährden, sie noch schwächer und flacher machen können. Zwar auch wir andern möchten die Tagespresse nicht missen, diesen Spiegel der Welt und der Weltmeinung; wie hat sie unsern Horizont geweitet! Aber es gibt für den, der sie sucht, denn doch noch andere geistige Kost als die Tagespresse samt ihren Trabanten. Wir gleichen nicht alle dem Walfisch, nicht alle tummeln wir uns behaglich in der täglich wiederkehrenden Flut von Druckerchwärze, sie einsaugend, das meiste davon wieder ausstoßend und uns nährend

von den vielen nahrhaften Bröckchen, welche in ihr herumschwimmen und in unsern Barten hängenbleiben. Und der Technik kann ein vernünftiger und geistig regsamer Mensch nur dankbar sein dafür, daß sie ihm so viele zeitraubende und mühsame Alltagsplacereien abnimmt und ihm dergestalt die Muße und die Frische läßt zur ernsthaften Beschäftigung mit geistigen Dingen. Wir lesen gute neue Bücher und gute Zeitschriften, wir sehen uns ab und zu ein gutes Theaterstück an, hören ein gutes Konzert, wir gehen auch wohl einmal in einen guten Vortrag (oder in einen solchen, von dem wir es erwarten, er werde gut sein). Kurz und gut, wir nehmen teil am geistigen Leben der Gegenwart, wir tun für unsern Geist eine ganze Menge. Wir geben ihm reichliche Anregung, und es schlägt ihm auch nicht übel an; er ist wohl genährt, macht durchaus nicht einen gefährdeten Eindruck, er steht seinen Mann im Leben, er läßt sich nicht so leicht über-tölpeln, er weiß zu urteilen und zu verurteilen."

Auf diesen und ähnliche Einwände läßt sich nun auch wieder einiges sagen. Gewiß ist jedes Streben, sich geistig auf einem gewissen Niveau zu halten, jedes Suchen nach geistiger Anregung an sich respektabel und begrüßenswert. Freilich ist mir das gern und lobend gebrauchte Wort „Anregung“ leicht suspekt. Sollte diese Anregung vielleicht eine gewisse Familienähnlichkeit haben mit jener „Spannung“, welche zu erzeugen, zu erhalten und endlich auf angenehme Weise zu lösen die vornehmste Aufgabe der großen Tagespresse zu sein scheint? Wenn es nur auf die Anregung an sich ankommt, dann ist es wirklich so, denn die ist genau so wertlos, wie die geistige Spannung an sich es ist. Wenn ich die Katze, die träge ins Helle blinzelt, sachte hinter den Ohren kraue, dann fühlt sie sich auf angenehme Weise „angeregt“ und fängt an zu schnurren. Man kann sich manchmal des Eindruckes nicht erwehren, daß die Leute, die geistige Anregung brauchen, etwas Ähnliches suchen wie der Kater, der um meine Beine streicht und gekraut sein möchte; und daß bei ihnen der erreichte Zustand, der vollendete Tatbestand der geistigen Anregung, psychologisch verwandt ist mit dem psychischen Zustand des schnurrenden Käzchens; und wie dieses aufhört zu schnurren, wenn ich aufhöre, es zu krauen, so hören sie auf, sich angeregt zu fühlen in dem Momente, wo die geistige Einwirkung auf sie zu Ende geht. Bei dieser Art der Anregung verhält sich der Geist genau so passiv wie bei jener Spannung, und darum ist sie, als geistige Leistung bewertet, gerade so wertlos wie jene, und im Übermaß genossen kaum weniger schädlich, ja sie bringt noch die besondere Gefahr mit sich, daß der also Angeregte seine Anregung für eine selbständige geistige Leistung ansieht, mit der Verfassung seines Geistes zufrieden ist und auf weniger Anregungsbereite herabsieht in unbegründetem geistigem Hochmute.

Grundverschieden von dieser ist die andere, die echte geistige Anregung, welcher der Geist nur den ersten Anstoß in einer gewissen Richtung verdankt, in welcher er sich sodann selbständig weiterbewegt. Ihr

verdanken alle großen Leistungen des Menschengesistes ihre Entstehung. Aber die große Leistung ist Ausnahme, seltener Glücksfall — und hier wollen wir uns nicht mit dem Ausnahmsweisen befassen, sondern mit dem täglichen geistigen Brot für uns alle.

Von jener ersten geistigen Anregung ist also nicht viel zu halten. Es gibt heutzutage, besonders in den Groß- und dann in den Universitätsstädten, eine ganz bestimmte Sorte von Leuten. Sie lassen keinen Vortrag über ein geistiges Thema aus, sie lesen jedes neue Buch, das in Kreisen, die sich auf ihre Geistigkeit etwas zugute tun, als wertvoll erklärt wird, sie versäumen kein öffentliches Kolleg über chinesische Philosophie oder über die Kunst der Osterinsel. In jedem Konventikel sind sie zu finden, das im Geruche besonderer Geistigkeit steht, und aus dem Zustande geistiger Anregung kommen sie überhaupt nicht mehr heraus. Sie verlieren mit der Zeit den letzten Rest des eigenen Klanges, sie werden zu glatten und hohlen Resonatoren einer jeden geistigen oder pseudogeistigen Schwingung, in deren Wellenbereich sie zufällig geraten sind.

Mein ungeduldiger Hörer hat des weiteren von guten Zeitschriften, guten Büchern, guten Stücken, guter Musik gesprochen. Wer ist es eigentlich, der diese Zensur „gut“ austellt? Es muß eine Instanz sein, der absolute Autorität zuerkannt wird. Sonst tun wir uns etwas zugute auf unsern Relativismus (wir hängen ihn sogar dem armen Professor Einstein an die Rockschöße, der das wirklich nicht verdient hat). Sonst hüten wir uns, einfach ja und nein zu sagen, etwas ganz anzunehmen oder ganz abzulehnen — vielleicht aus Angst, wenn wir uns irgendwo festlegten, könnte uns das Unglück zustoßen, daß wir den prompten Anschluß an die neueste Richtung verpassen. Aber daß es schlechthin gute und schlechte Bücher und andere Werke gibt, und daß der anonyme Schulmeister, der diese Zensuren austellt, blindes Vertrauen verdient, darüber scheint dem mythologischen Wesen, das man die geistige öffentliche Meinung nennen könnte, jede Diskussion überflüssig zu sein. Ja — woher stammen diese Zensuren? Heutzutage trägt jedes Buch sein eigenes Lob schon auf dem Umschlag vor sich her. Schaue ich in die Auslage einer Buchhandlung, so schreien diese fett und farbig bedruckten Umschläge das Eigenlob der Bücher mir so unverschämt entgegen, daß ich erschreckt zurückfahre. Es ist ein widerwärtiger Anblick, der den öffentlichen Anstand in geistigen Dingen verletzt; aber wer nimmt Anstoß daran? Leider ist zu befürchten, daß es auf diese Weise manchen Büchern wirklich gelingt, ihren eigenen Ruhm zu begründen. Auch heute noch, obschon die Buchdruckerkunst schon eine ganze Weile erfunden ist, und obschon doch recht viele Menschen früh und ohne sonderliche Mühe das Lesen von Gedrucktem erlernen, auch heute noch ertappen wir die menschliche Einsicht oft genug auf einer atavistischen Schwäche für das gedruckte Wort — als wenn ihm noch ein Rest von Magie anhaftete. Es fällt uns doch nicht ein, alles für bare Münze zu nehmen, was ein Marktschreier uns vorschwaßt, um seine Ware anzupreisen. Wenn derselbe

Mann aber im selben bombastischen Stile seine Weisheit in dicken Lettern auf einen Streifen Papier drucken und diesen um ein eben erschienenenes Buch legen läßt, dann kostet es uns immerhin eine kleine Überwindung, der Suggestion dieser Beschwörungsformel zu widerstehen und der Versicherung nicht zu glauben, daß hinter dem bunt bedruckten Talisman gerade das Buch steckt, auf welches die Menschheit und wir mit ihr gerade bis heute gewartet haben. Freilich, die gehäufte Monotonie dieser Lobhudeleien, die ihresgleichen nur findet in der grenzenlosen Albernheit und Aufdringlichkeit der modernen Zeitungsreflame, erleichtert uns mit der Zeit die Skepsis gegenüber dem, was hier gelobt wird, und darum schauen wir uns nach Rückhalt bei einem kritischeren Zensor um, bevor wir selber ein Urteil über ein neues Buch riskieren. Da stoßen wir auf die Literatur- und Kunstkritiker der Tageszeitungen. Nun ist gar nicht zu leugnen, daß es unter ihnen Leute von gutem Geschmack in literarischen Dingen gibt. Aber ich könnte nicht sagen, daß man ihnen häufig begegnet und daß ihr Urteil immer den Eindruck der Sicherheit macht. Sicher zu urteilen vermag nur, wer nach klar erkannten, fest umrissenen Grundsätzen urteilt. Wer hat denn aber heute überhaupt noch feste Grundsätze in geistigen Dingen? Noch vor 50 Jahren hatte der geistig Tätige, ja schon der geistig Interessierte, eine bestimmte geistige Haltung. Sie brauchte nicht immer ganz fest umrissen zu sein, sie konnte auch reichlich borniert sein; sie in allen Stücken zu begründen und wenn nötig zu verteidigen, war nicht jedermanns Sache. Aber in der Regel ging man in ihr durchs Leben und fand sein Auskommen dabei; auf jeden Fall hätte man sich geniert, sie jeden Frühling zu wechseln, als wäre es eine Kleidermode. Der Mann, der in geistigen Fragen nicht nur mitreden, sondern auch gehört werden wollte, bezog Stellung; man war Materialist oder Idealist, Rationalist oder Romantiker, Naturalist oder Klassizist, man war gläubiger Christ oder Atheist, und gerade die bedeutenden literarischen Kritiker machten sich einen Namen damit, daß sie ein Leben lang ihren geistigen Standpunkt streitbar vertraten und alle geistigen Erscheinungen in ihrem Gesichtsfelde von ihm aus beurteilten. Heutzutage wird man selten flug daraus, wo diese Leute hingehören. Vor dem Kriege waren sie Realisten, im Kriege Imperialisten (= geistige Nihilisten), nach dem Kriege wurde die Romantik von Spinnweben gereinigt und auf neu hergerichtet; dann kam die Zeit, wo unter dem stummen Patronate von Nietzsche und mit Ludwig Klages als Lautsprecher der Bankrott des Geistes verkündet wurde; vorgestern kokettierte man mit dem Bolschewismus, gestern warf man sich dem geistigen Fascismus brünstig in die Arme, ohne rechte Gegenliebe zu finden freilich, und heute endlich kann man alles zugleich verstehen und würdigen und mitmachen, man läßt Kant gelten und Görres, Voltaire und den Grafen Zinzendorf, Stalin und Hitler, die Schulmedizin und den Kräuterpfarrer, man schreibt heute über Weltraumstrahlen und Elektronenbeugung, und morgen bespricht man mit demselben sachlichen Ernste ein Buch

über Astrologie; wird man vom Zipperlein geplagt, so geht man in die Klinik und läßt sich gläubig mit allen Feinessen der Wissenschaft anzapfen, durchleuchten, bestrahlen und besprühen; sicherheits halber befolgt man aber zugleich das bewährte Rezept einer weisen Frau und steckt zwei Roßkastanien in die linke Hosentasche.

Voraussetzung dafür, daß ein sicheres und gutes Urteil zustande komme, sind also vor allem feste Grundsätze, nach denen geurteilt wird. Soll das Urteil einleuchten, will es Anspruch auf allgemeine Gültigkeit haben, so muß es außerdem klar und mustergültig begründet, aus den Grundsätzen entwickelt sein. Daß es in geistigen Fragen heute, ich will nicht sagen an Grundsätzen fehlt — sie sind schon da, wenn man sich nur die Mühe nimmt, sie zu suchen —, aber an dem Willen, vielleicht auch an der Fähigkeit, sich zu ihnen zu bekennen, das sehen wir. Fast noch mehr aber fehlt es bei den meisten der berufenen oder doch berufsmäßigen Richter in geistigen Dingen an dem Willen oder der Fähigkeit, ihre Urteile klar und einleuchtend zu begründen. Es scheinen kaum noch Leute Zeit und Lust zu haben, ihrem Geiste die strenge formale Zucht angedeihen zu lassen, welche das Ausfertigen von kritischen so gut wie von juristischen Urteilen erfordert, und auch das Publikum scheint diese Eigenschaften an den Kritikern nicht mehr zu schätzen und nicht mehr von ihnen zu verlangen. Es scheint heute zu genügen, daß man in den allgemeinsten und verwachsensten Redewendungen sich ausdrückt, wenn nur diese Wendungen dem gerade herrschenden literarischen Modejargon angehören. Ein Jahrgang mußte unweigerlich „tief schürfen“, der nächste mußte „wichtig gestalten“; plötzlich wimmelte es von „schöpferischen Synthesen“, dann wieder von „eigenwilligen Perspektiven“ und wie der hohle Schwulst sonst heißen mochte. Eine beliebte Diversion von der eigentlichen Pflicht des Kritikers ist auch das von Nietzsche erfundene, von Freud und seinen Jüngern in unzähligen Abwandlungen abgenutzte Verfahren, den Autor zu „entlarven“, das heißt sein Werk nur als das unfreiwillige Zeugnis von einem geheimen Notstande seiner Seele, seines Charakters zu deuten und zu werten oder vielmehr zu entwerten. Als wenn wir nicht bis zum Überdruß genug hätten von diesen biographischen Schnüffeleien, von diesen argumenta ad hominem, als wenn es nicht von jeher das vornehmste Kennzeichen einer jeden wahren und unvergänglichen geistigen Leistung gewesen wäre, daß sie losgelöst von ihrem Urheber ihr eigenes Leben lebt und wirkt!

Nein — auf die literarische Kritik ist heutzutage nicht viel Verlaß (auf die wissenschaftliche übrigens fast noch weniger). Wie aber soll dann der nach guten neuen Werken begierige Leser zu seiner Sache kommen? Soll er sich nach den Auflageziffern richten und kein Buch kaufen, das nicht in drei Monaten 20 Auflagen erlebt hat? Vor zehn Jahren war es Spenglers Untergang des Abendlandes, vor drei Jahren war es Remarques Kriegsroman, heuer waren es die Mémoires des Dr. Munthe, die alle Welt wenn nicht las, so doch gelesen haben mußte. Wer liest heute noch die beiden ersten, wer wird

übermorgen noch das letzte dieser Bücher lesen? Die Produkte aus Emil Ludwigs Biographienfabrik am laufenden Bande, die einige Jahre lang reißenden Absatz fanden — es waren lesenswerte Bücher darunter —, werden heute in den ehemals recht teuern Originalausgaben vom Warenhaus Tieß in Berlin samt und sonders zu Schleuderpreisen angeboten. So kurz ist die Blüte, so vergänglich der Ruhm von Büchern, welche in den letzten Jahren erstaunlich hohe Auflagen erlebten. Fast geht es ihnen wie dem Schlager, den vor zwei Jahren jeder Bächerjunge pfiff; heute fristet er, zuunterst unter dem Stapel seiner Nachfolger, als zerkratzte Grammophonplatte ein kümmerliches Dasein. Aber waren sie vielleicht nicht doch wertvoll, diese Bücher, sind sie nicht Opfer zuerst der Gefräßigkeit und dann der Treulosigkeit des lesenden Publikums geworden? Gewiß kommt das vor; aber als Ausnahme, nicht als Regel. Was tun? Soll man sich an die großen Namen halten? Man kann damit rechnen, daß alljährlich auf Weihnachten ein neuer Roman von Jakob Wassermann herauskommt, und alle zwei bis drei Jahre einer von Thomas Mann. Ich gestehe, daß ich seit Jahren aufgehört habe, sie zu lesen. Ich zweifle nicht, daß es ganz gediegene Bücher sind, aber lohnt es sich wirklich, wenn man eines von ihnen kennt, die andern auch zu lesen? Sagen uns die neuen Bände auch wirklich etwas Neues? Im allgemeinen geraten bei dieser Art des literarischen Schaffens, die ohne Unterbruch sanft dahinplätschert — ist ein Band vollgelaufen, so wird gleich der nächste untergeschoben —, im allgemeinen geraten dabei die ersten Werke noch am schmackhaftesten; mit der Zeit fließt das mittlerweile säuberlich regulierte Bächlein der Inspiration wenn nicht spärlicher, so doch dünner.

Ja — wie soll der freudige Leser denn nun aber eigentlich erfahren, welche neuen Bücher gut sind und lesenswert? Gibt es überhaupt ein sicheres Kriterium, welches erlaubt, das Gute vom Schlechten, das Wertvolle vom Wertlosen zu sondern? Allen Ernstes glaube ich, daß es heute und für Heutiges ein solches Kriterium nicht gibt. Was wir jetzt durchmachen, das ist eine regelrechte geistige Inflation. Nur dadurch unterscheidet sie sich, zum Schlechten, von der materiellen Inflation, welche ihr vorausging, daß bei dieser der unveränderliche Wertmesser erhalten blieb, das Gold; an seinem stabilen Werte ließ sich die fortschreitende Entwertung des Notengeldes verfolgen und richtig abschätzen. Die geistige Inflation aber ist dadurch gekennzeichnet, daß von ihr auch die üblichen Wertmesser für die geistigen Werte der Gegenwart betroffen sind; die Kritik hat im gleichen Maße, wie sie an Volumen zugenommen, an Gehalt verloren, der literarische Geschmack ist, durch das wahllose Herumschmäckeln an allem und jedem, unsicher, das ästhetische Auge, an jede schreiende Extravaganz gewöhnt, ist wertblind geworden.

Hier unterbricht mich mein kritischer Zuhörer wieder. „Wirklich eine allerliebste Aussicht!“ ruft er ungehalten. „Was Sie uns da eröffnen, das ist ja der vollständige Bankrott des Geistes, der, viel

ärger als jeder materielle Bankrott, nicht einmal auf anständige Weise liquidiert werden kann, weil kein Konkursverwalter aufzutreiben ist, der nicht selber in den Bankrott verwickelt wäre! Angenommen, es sei wirklich so: Ist es denn so schlimm, wenn wir uns eine Zeitlang mit der geistigen Kost begnügen, die uns eben heute geboten wird? Wenn sie wirklich so gehaltlos, so verwässert ist, nun, so nehmen wir eben eine desto größere Portion zu uns, um doch satt zu werden; um so länger dauert das Vergnügen des Essens.“ Darauf habe ich folgendes zu sagen. Das Hungergefühl ist durchaus nicht immer ein zuverlässiger Anzeiger für den wirklichen Nahrungsbedarf des Leibes. Wer an zu reichliche Kost gewöhnt ist — und von zehn Menschen sind es neun —, bei dem stellt sich das Hungergefühl ein lange bevor der Körper wirklich hungert, d. h. neuen Betriebsstoff benötigt; ebenso stellt sich bei ihm, wenn er isst und trinkt, das Gefühl der Sättigung erst ein, wenn der Stoffbedarf des Leibes schon längst gedeckt ist. Solche Luxuskonsumtion aber ist schädlich, unter allen Umständen, und außerdem ist sie des vernünftigen Menschen nicht würdig; früher oder später pflegt sie sich zu rächen. Aber es ist gar nicht leicht, sie einzuschränken; es geht nicht ab, ohne daß man dem alten Adam einige Entbehrungen zumutet, die ihn zuerst sehr sauer ankommen. Er muß an schmale Kost gewöhnt werden, und dagegen begehrt er zuerst auf, mit Hunger und Durst, mit Unbehagen und übler Laune. Aber nicht lange dauert es, und er fühlt sich wohl bei dem neuen Regime, wohler als bei dem alten; er wird frischer und beweglicher. Fasten ist eine überaus wertvolle Medizin, die heute viel zu sehr vernachlässigt wird; vielleicht ist es die wertvollste von allen — und dabei so billig!

4.

Sollte eine Fastenkur nicht auch unserm überfütterten, an eine arge Luxuskonsumtion gewöhnten Geiste ab und zu ganz bekömmlich sein? Als Übergang zu einer rationellen geistigen Diät kann ich sie nicht warm genug empfehlen. Aber bevor ich mich dieser Diät zuwende, der geistigen Hygiene, die mir am besten den Gefahren vorzubeugen scheint, welche unserm Geiste heute drohen, muß ich zuvor einen Einwand diskutieren, der sich in meinem Innern schon lange zum Wort meldete. Ist der bildliche Vergleich überhaupt brauchbar, der sich uns schon mehrmals anbot, ist es hier, wo es uns um Erkenntnis zu tun ist, erlaubt, von geistiger Speise, von Überfütterung und Unterernährung des Geistes zu reden? Wer geistige Zustände, geistiges Geschehen beschreiben will, der greift unwillkürlich zur Metapher, er sucht das Geistige, welches unmittelbar den Sinnen verborgen bleibt, an Zuständen und Bewegungen des Leibes und der den Sinnen sicht- und tastbaren Materie mittelbar anschaulich, begreifbar (welches bedeutet: abtastbar) zu machen. Dem Dichter ist es erlaubt, von geraden, frummen, von ebenmäßigen und plumpen, von behenden, von schmiegsamen und spröden Geistern zu sprechen, vom Wachsen, der

Reife, dem Siechtum des Geistes, und auch wir können in unserer Werftagsprache ähnlicher Metaphern nicht entraten, wollen wir Geistiges beschreiben — ein Zeichen, daß unsere Sprache, auch die Sprache des trockensten Pedanten, mit Dichtung durchwoben ist. Aber kann die Metapher das leisten, worauf es uns hier ankommt, kann sie die Erkenntnis vom Wesen des Geistigen fördern? Erkenntnis muß objektiv, sie muß allgemeingültig sein, soll sie ihren Namen verdienen. Nun habe ich zwar von meiner eigenen Geistigkeit eine unmittelbare Gewißheit, denn in jedem bewußten Augenblicke erlebe ich sie. Aber wie alles Erleben, so ist auch dieses subjektiv; wie alles Subjektive, kann es in seiner ursprünglichen Form nicht zur Anschauung gebracht und darum keinen allgemeingültigen Regeln unterworfen werden — alle Regeln, alle Gesetze wurzeln in der Anschauung. Darum, will ich meine eigene Geistigkeit objektivieren, will ich sie auf ihre Allgemeingültigkeit prüfen, so muß ich sie vor allem mitteilbar machen. Dies kann nur auf dieselbe Weise geschehen, auf welche allein mir Kunde zukommt von Geistigem jenseits meines eigenen Bewußtseins: Das Geistige muß sich der Leiber bedienen, es muß in sie eingehen, um in ihren Bewegungen sichtbar und greifbar zu werden, um sich auszudrücken und mitzuteilen.

Die Bewegungen der toten Materie erschöpfen sich in dem pünktlichen Vollzuge der Naturgesetze. Der Stein, der sein ruhendes Gleichgewicht verlor, fällt oder rollt oder fliegt so wie er muß, und er kommt dort wieder zur Ruhe, wo den Naturkräften, die ihn fortbewegten, anders gerichtete entgegenwirken, welche jenen ersten das Gleichgewicht halten. Keine Schranke schützt ihn vor dem Zugriff der Naturkraft, ohne Zögern und ohne Vorbehalt fällt er ihrer Wirkung anheim, der er vom eigenen Wesen nichts hinzufügt. Er wird, in ewigem Einerlei, vom Schmelzwasser in der Gletschermühle herumgewirbelt, er selber wird dabei rundgeschliffen, und zugleich schleift er die Wände seines Gefängnisses ab, ohne zu ermüden, ohne zu ruhen, solange das Wasser ihn treibt. Ganz und gar ist er preisgegeben an den Kräftestrom, in dessen Bereich er geraten ist, und in seinen Bewegungen liegt kein anderer Sinn außer dieser Hingabe an das einfache, gerade Gesetz der Natur. Auch in diesem Gesetze, in der Ordnung der Natur, offenbart sich ein geistiges Prinzip; denn wo Ordnung ist, da ist Geist; aber der Stein selber hat an diesem Geistigen keinen Anteil, es vollzieht sich an ihm, es widerfährt ihm nur.

Auch Mensch und Tier sind Materie, und als solche sind sie verpflichtet zum Vollzuge des Naturgesetzes, nicht anders als es die tote Materie ist. Im leeren Raume fällt der lebendige Körper nicht anders als der unbelebte; das Gewicht des lebenden Leibes ist nicht verschieden von dem Gewichte des im Tode erstarrten. Als Materie erduldet also auch der lebendige Mensch das Wirken eines geistigen Prinzipes, das außer ihm haust und an dem er selber keinen Anteil hat. Außerdem aber ist er selber Sitz eines geistigen Prinzipes, das sich offenbart in Bewegungen, grundsätzlich verschieden von jenen

Bewegungen der toten Materie, denen kein eigener Sinn innewohnt. Der Sinn dieser seiner autonomen Bewegungen liegt bei dem Menschen selbst, sie dienen Zwecken, die er selbst gesetzt hat, sie fallen nicht auseinander in eine Folge von zufälligen Ortsänderungen als von einfachen Funktionen des Kraftfeldes, in dem er sich gerade befindet; vielmehr sind sie untereinander zu einem Ganzen verbunden, indem jede einzelne Bewegungsphase dem gemeinsamen Bewegungszwecke untergeordnet ist. Die tote Materie wird bewegt; der lebende Mensch kann auf gleiche Weise bewegt werden; außerdem aber hat er die Gabe, sich autonom zu bewegen, sich gegen die Schwere zu stemmen, jeder Naturkraft sich zu bedienen oder ihr auszuweichen, sinnvoll, nach den eigenen Zwecken; er hat die Gabe zu handeln. Freilich, nicht unbedingt genießt er diese Autonomie; nur eine Zeitlang ist er der Sitz eines geistigen Prinzipes, das seinem Handeln seinem Leben einen eigenen Sinn gibt. Nach einer Weile, bei dem einen länger, kürzer bei dem andern bemessen, verschwindend klein, gemessen an der Zeit der Weltenuhr, des gestirnten Himmels, wird jedem Lebenden die Autonomie entzogen, die ihm befristet delegiert war, es hört auf, an sich sinnvoll zu sein, es verliert die Gabe zu handeln, es stirbt; und mit der Autonomie verliert es auch die eigene Gestalt: der Leib zerfällt in die gestaltlose Materie.

Diese eigentümliche Zwischenstellung kennzeichnet das geistige Dasein des Menschen. Als Materie ist er dem Schicksal aller Materie verhaftet, überantwortet an das Spiel der Naturkräfte, das wir nicht blind nennen dürfen — denn wo Gesetze walten, die erhabensten und unverbrüchlichsten, die wir zu erkennen fähig sind, da ist keine Blindheit — aber wir haben keinen Teil an dem Schauen des Geistes, der sie vorschrieb, wir sind ewig ausgeschlossen von dem, was Kant die intelligible Anschauung nennt, in welcher Denken und Schöpfen eines ist. Als lebendiges Wesen aber ist der Mensch selber begeistert, Sitz einer autonomen geistigen Kraft, welche ihn befähigt, eine kurze Weile sich gegen die Naturkräfte zu stemmen, ja sie in den Dienst seiner Zwecke zu zwingen.

Immer jedoch muß sich der Menscheng Geist, will er wirken, des Leibes als seines Mittlers bedienen. Und auch das Wesen des Geistigen können wir nur mittelbar erkennen, auf dem Wege über Leibliches. Wenden wir den Blick reflektierend nach innen, um das eigene geistige Wesen anzuschauen und zu ergründen, so schauen wir immer nur Bilder von Leiblichem; in der Struktur und der Funktion der Leibesorgane können wir gar nicht anders als Schemata sehen für den Bau und die Leistung des individuellen Geistes, der in jedem von uns haust. Wenn wir auf der Suche nach dem Geiste so weit nach innen vordringen, wie es die Methoden der anatomischen und der physiologischen Forschung nur immer erlauben: zuletzt bleiben wir stecken in dem undurchdringlichen Gewirr der Fortsätze, welche die Ganglienzellen des Gehirnes untereinander verflechten. Wenden wir aber den Blick nach außen, geben wir es auf, als ein vergebliches

Bemühen, den Geist unmittelbar anzuschauen, wollen wir versuchen, ihn mittelbar, in seinen Werken, zu erkennen, so stoßen wir auch dabei immer wieder und immer nur auf Leibliches. Die gesprochene Sprache ist Schwingung besonderer Muskelbündel, übertragen auf die Luft im Rachen, einem Resonanzraum, dessen Form, auch durch Muskelarbeit, sich ändert je nach dem Sprachlaute, der geformt werden soll; die Gebärden sind nichts anderes als besondere Bewegungsformen des Leibes; die Handschrift ist die aufgezeichnete, die geronnene Bewegung der mit einem Schreibhebel bewaffneten Hand. So stoßen wir auf Körperhaftes immer und überall, wo wir Geistiges suchen; aber von der andern Seite gilt auch der Satz: an meinem ganzen Leibe, am Leibe eines jeden lebendigen Menschen ist kein Fäserchen, das nicht imstande wäre, Geistiges auszudrücken. Ich mag vor Freude tanzen, vor Zorn beben, vor Angst zittern, ich mag in Gram versinken, im Schreck erstarren: immer sind es charakteristische Leibeszustände, in welchen sich diese und alle geistigen Zustände gleicher Art ausdrücken — wir nennen sie Gemütsbewegungen —, und wenn ich das Wesen dieser Affekte beschreiben will, so kann ich eben nicht umhin, die Formen ihrer leiblichen Erscheinung zu schildern. Will ich die Gedanken der großen Denker nachdenken, so muß ich, leiblich, mit meinen Augen den Worten folgen, mit meinen Lippen sie nachformen, welche jene mit ihrer Hand niedergeschrieben, der Buchdrucker mit seinen Händen nachgeformt hatte. Was auch immer vom Geiste geschaffen wird, das Größte wie das Banalste, verwirklichen kann es sich nur, wenn es in sprechender, schreibender, malender, formender, tönender Bewegung sich verkörpert und dergestalt anschaulich wird. Ja selbst was in meinem Bewußtsein vorgeht, während mein Leib ruht, die Bilder, die vor meinem geistigen Auge vorüberziehen, meine Erinnerungen, Wünsche, alle meine Gedanken und Gefühle, kann ich nur deuten, indem ich sie auf Körperhaftes beziehe.

Es ist wichtig, daß wir uns diese unsere Unfähigkeit klar machen, irgend etwas Geistiges an sich, losgelöst vom Körperlichen, anzuschauen und zu begreifen, auszudrücken und mitzuteilen. Mit dem Schicksal des Leibes, in dem er haust, ist der Zustand des individuellen Geistes auf das innigste verknüpft. Im Schlafe des Leibes verwirrt sich periodisch die Klarheit des Geistes; dauernd tut sie es in einigen — nicht allen — Krankheiten des zentralen Nervensystems. Aber auch andere Krankheit, Siechtum, Übermüdung, auch das Überhandnehmen der mächtigen Lebenstriebe des gesunden Leibes, sind geeignet, sie zu trüben. Zwar der alte Spruch „mens sana in corpore sano — ein gesunder Geist in einem gesunden Körper“ gilt, wie die meisten Sprichwörter, nicht ohne Ausnahmen. Die Geschichte des Menschengeistes hat uns genug Beispiele aufbewahrt von Männern und Frauen, welche in einem schwachen, kranken, siechen, von Schmerzen geplagten Leibe eine bewundernswerte Klarheit und Kraft des Geistes zu entfalten und zu bewahren wußten. Und, umgekehrt, darf von einer robusten, von Gesundheit strotzenden Leiblichkeit nicht auf eine eben-

solche Geistigkeit geschlossen werden. Wir erleben es heute — nicht zum ersten Male —, wie gerade die gesunde, kräftige, frische männliche Jugend sich freudig scharf um die Fahnen der Führer, welche die Herrschaft der geistigen Werte stürzen und an ihrer Stelle das Reich der rohen physischen Gewalt wieder aufrichten wollen. Soll man darin ein Zeichen besonderer geistiger Gesundheit erblicken? Ich weiß nicht, ob es ein Zufall ist, daß dieses im Grunde sentimentale und schwächliche Massenheimweh nach der Barbarei mitten im längst kolonisierten und zivilisierten Europa gerade in einer Zeit grassiert, welche das klassische Bildungsideal unserer Väter im selben Maße unterschätzt, wie sie überschätzt den Wert einer einseitigen körperlich-sportlichen Ertüchtigung der Jugend. Es gibt Leute, die uns allen Ernstes glauben machen wollen, daß ein blonder Schopf auf dem Schädel und ein muskelstrotzender Leib darunter die Dinge seien, welche ihren Besitzer zum Anspruch auf die Weltherrschaft berechtigen. Da beruhigt uns die Lehre der Weltgeschichte, daß bisher noch immer der Geist der rohen Kraft obgesiegt und sie gebändigt hat.

Das wahre Bildungsideal haben die alten Griechen aufgestellt, und oft genug sind sie seiner Verwirklichung nahe gekommen. Es hält sich gleichermaßen fern von einseitiger Überschätzung der leiblichen wie der geistigen Kraft des Menschen; sein Ziel ist die harmonische Entfaltung beider Anlagen zum vollendeten Menschenbilde, welches, im Leiblichen und im Geistigen, Kraft mit Anmut zur vollkommenen Schönheit vereinigt.

5.

Nach diesem Exkurs, welcher die innige Verflechtung der leiblichen mit der geistigen Sphäre des Menschen beleuchten sollte, können wir nunmehr beruhigt zur Verfolgung der Analogie zwischen leiblicher und geistiger Nahrung zurückkehren. Hat sie nicht den Wert einer strikten Deduktion, weil es nie gelingen kann, im einzelnen die strenge Abhängigkeit der geistigen von der leiblichen Funktion nachzuweisen, so ist sie doch mehr als ein bloßes Spiel der Phantasie; jede Wissenschaft bedient sich der Analogie als eines wertvollen Wegweisers der Erkenntnis.

Die wichtigsten äußeren Einwirkungen auf die Ertüchtigung des Leibes sind rationelle Ernährung und rationelle Übung. Mit aller leiblichen Nahrung aber verhält es sich so. Sie wird im Körper aufgelöst, gewandelt, entindividualisiert, und dann erst im wahren Sinne „einverleibt“, assimiliert, das heißt dem allgemeinen Kräftespeicher zugeführt, aus welchem der Leib fortwährend seinen wechselnden Energiebedarf bestreitet. Aber nicht alles und jedes, das an sich nahrhaft wäre, nimmt der Leib gleich gerne auf, das Individuum ist den verschiedenen Nährstoffen gegenüber von Hause aus nicht indifferent; gewisse von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Vorlieben und Abneigungen werden ihm in die Wiege gelegt, als rudimentäre Instinkte. Der Säugling würde wahrscheinlich lieber verhungern, als

eine zwar nahrhafte aber bittere Flüssigkeit an Stelle der gewohnten Milch zu sich zu nehmen; und auch der Erwachsene — wenigstens solange er nicht in eine moderne Klinik für Stoffwechselkrankheiten geraten oder von der fixen Idee der schlanken Linie befallen worden ist —, auch er ist nicht, um ein Exempel aus der Energielchre zu lösen, sondern weil es ihm schmeckt. Freilich, von Hause aus ist der Geschmack des Menschen nicht sicher; es kommt vor, daß ihm Unbekömmliches, ja Giftiges gut schmeckt, und daß er auch da durch Schaden flug werden muß, wenn er nicht von vornherein flug genug ist, sich die Erfahrung der Älteren und die Überlieferung zunutze zu machen, um zu lernen, was Kinder, was Erwachsene, was Gesunde und was Kranke essen sollen, bei welcher Kost ein Landarbeiter, bei welcher ein Schreiber am besten gedeiht, welche Speisen zusammenpassen, welche nicht, was in jedem Falle bekömmlich, was schädlich, was giftig ist.

Vernünftige Nahrung und vernünftige Übung tun auch dem Geiste not, soll er gedeihen. Wie beim Leibe, so können sie auch hier eine mangelhafte oder eine fehlerhafte Anlage nicht gänzlich wandeln; aber einer jeden Anlage können sie zum Optimum ihrer möglichen Entfaltung verhelfen. Wie aber ist die geistige Nahrung überhaupt beschaffen? Wie Luft und Licht, die uns überall umgeben, in einem weiteren Sinne auch leibliche Nahrungsstoffe, ja sogar die wichtigsten der Quellen sind, aus denen der Leib seinen Energiebedarf speist, so wird dem Geiste die Nahrung in ihrer einfachsten und zugleich wichtigsten Form zuteil aus der innigen Berührung mit der Umwelt, mit der Natur, welche die wachen Sinne vermitteln. Jeder einzelne Sinnesindruck bei wachem Leibe nährt den Geist, er baut weiter an seinem Weltbilde, er mehrt seine Erfahrung und zugleich die Sicherheit, mit welcher er sich in seiner Umwelt zurechtfindet und sie seinen Zwecken dienstbar macht. Wie unendlich wichtig für die gesunde Funktion des Geistes diese Nahrungsquelle ist, werden wir erst gewahr, wenn, durch den Schlaf, der ständige Kontakt des Sinnesapparates mit der Umwelt unterbrochen wurde: sofort verfällt der Geist in Anarchie und geht in die Irre.

Jetzt aber stoßen wir auf einen großen und grundsätzlichen Unterschied zwischen leiblicher und geistiger Nahrung. Des Leibes Speise muß frisch sein, Konserven sind ihm nur ein Notbehelf; ist er ganz auf sie angewiesen, so erkrankt er schwer; er muß also seine Nahrung aus der Gegenwart beziehen, soll er nicht zu Schaden kommen. Auch der Geist findet, wir sahen es, einen Teil seiner Nahrung in der Gegenwart, im Anschauen der Natur mit wachen Sinnen. Aber wie der Leib verhungern muß, der sich nur von Luft und Licht nähren wollte, so wichtig sie für ihn sind, so müßte der Menscheng Geist hoffnungslos verkümmern, der seine Nahrung allein aus der Gegenwart beziehen wollte. Kaum könnte er sich über die geistige Stufe eines der intelligenten Tiere erheben. Die Sprache ist das geistige Vermächtnis der vergangenen Geschlechter, von dem der Geist aller Men-

schenfinder sich nährt, an dem er sich bildet, das ihm den gewaltigen Vorsprung in der geistigen Entwicklung vor allen andern Wesen gibt. Der Sprache Reichtum an Bedeutung und Formen, an Sinn und Struktur ist es, der den Menschen instand setzt, seine gesamte geistige Habe zu ordnen und dadurch erst sie sich nutzbar zu machen; die Sprache erst befähigt ihn, andern von seinem Geiste mitzuteilen und vom Geiste der Lebenden und in der Form der mündlichen und der schriftlichen Überlieferung vom Geiste der längst Abgeschiedenen sich mitteilen zu lassen; die Sprache verpflichtet den einzelnen in die geistige Gemeinschaft der lebendigen Volksgenossen und der Vorfahren, sie macht ihn zum Teilhaber an dem gesamten geistigen Gute eines Kulturkreises, der alle Geschlechter derer umspannt, welchen dieselben Laute Muttersprache waren.

Die Sprache, höchstes Bildungsgut zugleich und vornehmstes Bildungswerkzeug, geschaffen vom unbewußt schaffenden Geiste der jungen Völker, gereift in den klassischen Werken der Dichtung und der Philosophie, die edle Menschensprache — in der geistigen Inflation, die wir heute durchmachen, ist sie das abgegriffene, schmutzige Papiergeld, auf dem noch immer große Werte gedruckt stehen, dessen Kaufkraft aber gerade hinreicht, den billigen Kramhandel in Neuigkeiten zu unterhalten, von welchem der Geist heute lebt. Aber die Sprache ist es auch, die uns den Weg weist zur Gesundung unserer heruntergekommenen geistigen Wirtschaft; es ist der Weg zurück zu den überwucherten und verschütteten, aber nicht versiegten Quellen unseres geistigen Wohlstandes, zu den Werken der Väter und Ahnen, in denen der Geist lebendig ist wie am ersten Tage. Denn dies ist recht eigentlich die geistige Gefahr und mehr schon als das, die geistige Krankheit unserer Zeit, daß sie meint, sie könne ihren Bedarf an geistiger Nahrung vorwiegend oder ganz aus der Gegenwart beziehen. So reich an Geistesnahrung ist unsere Gegenwart nicht, auch dann nicht, wenn sie die ganze Erde und den Himmel obendrein zum Jagdgrund macht für ihre unersättliche Gier nach Neuigkeiten; je weiter er sich einseitig über die Gegenwart ausbreitet, desto mehr verflacht und verödet der Geist. Nicht als ob ich das Alte nur deswegen loben wollte, weil es eben nicht von heute ist; was gestern schlecht war, ist heute um nichts besser geworden, und aus all dem, was heute hastig zusammengeschrieben wird und geradesogut ungeschrieben bleiben könnte, kann nichts Wertvolles werden, auch wenn Jahrhunderte darübergehen. Nein, nicht darum ist unser geistiges Erbe so wertvoll, weil es aus der Vorzeit auf uns gekommen ist — es gibt einen Haufen altes Gerümpel in der Welt, das man besser heute als morgen ausräumen und verbrennen sollte —, sondern deswegen, weil die es schufen, ihr Handwerk besser verstanden als ihre heutigen Nachfahren, weil sie sich selber und ihren Werken Zeit ließen, zu reifen, weil sie strenger waren gegen ihr Talent, es in schärfere formale Zucht nahmen; weil sie endlich viel breiter, tiefer, fester im Boden ihrer Kultur wurzelten. Dies aber vermochten sie nur deswegen, weil sie

nicht wahllos allen möglichen Einwirkungen preisgegeben waren, sondern in einem eng umgrenzten, stillen, aber von stetiger Glut erwärmten Lebensraume aufwuchsen, zwischen Schranken, welche es nicht zuließen, daß der feurige junge Geist in die Weite zerfloß und verflachte, die ihn vielmehr immer wieder auf sich selbst zurückwiesen, seine Kraft eindämmend, stauend und dadurch mehrend, diese geistige Energie, die sich dann, gereift und ihrer selbst sicher geworden, in Werke von hohem Geistesadel wandelte; ihnen ist eingeprägt der Stempel einer Meisterschaft, welcher die Zeit nichts anhaben kann.

Unser Zeitalter rühmt sich, die Hygiene des Leibes wie kein anderes zuvor gefördert zu haben; in der Tat haben, dank seiner Leistung, einige der Gefahren ihren Schrecken verloren, die vordem den Leib mit Krankheit und Siechtum bedrohten. Aber um die Hygiene des Geistes ist es — ich glaube nicht zu übertreiben — noch nie so schlecht bestellt gewesen wie heute. In die öden Steinwüsten unserer Großstädte werden grüne Oasen gepflanzt; Licht und Luft für alle ist die Lösung der neuen Baukunst; in diesen und ähnlichen Strömungen offenbart es sich, daß die Gesellschaft angefangen hat, sich ihrer Verantwortung für das Wohl der heranwachsenden Leiber bewußt zu werden. Aber wer macht Ernst mit dem ebenso wichtigen Bestreben, den trüben, unreinen Strom zu klären, der sich alltäglich aus Großstadtpresse, Kino, Radio und ähnlichen Errungenschaften unserer Zeit über die jungen (und die alten) Geister ergießt, oder wenn das unmöglich sein sollte, ihn einzudämmen und abzulenken, bevor hoffnungslos versandet und verschlammt wurde, was an unserer Geistigkeit noch lebendig und wertvoll ist? Es genügt heute nicht, das Gute zu pflegen und daneben das Schlechte zu dulden, dazu ist seine Macht schon viel zu groß und zu übermütig geworden; wir alle müssen es radikal bekämpfen, wollen wir uns nicht mitschuldig machen an seinem Überhandnehmen. Indessen haben wir es nicht nötig, nach Staatsaufsicht und Ausnahmegesetzen zu rufen — mit Gewalt ist dem Geiste nicht beizukommen, dem schlechten so wenig wie dem guten. Wir haben ein viel wirksameres Kampfmittel gegen das geistig Schlechte in der Hand, wenn wir uns seiner nur konsequent bedienen wollen. Das geistig Schlechte lebt, nährt und vermehrt sich — zum Unterschied vom geistig Wertvollen — von dem Gelde, das wir ihm für seine Werke zahlen. Nur darum konnte der geistig-technische Apparat, welcher heute der Stillung der menschlichen Neugierde dient, so groß und übermächtig werden, weil eben ihre Gier nach Neuigkeiten die ganze zivilisierte Menschheit ihm tributpflichtig gemacht hat. Ich glaube, wir alle sind etwas von dieser Seuche angesteckt, und in dem Maße, wie wir es sind, unterliegen auch wir der Tributpflicht an die Leute, welche den Handel in Neuigkeiten beherrschen. Wenn wir diese Krankheit überwinden, wenn wir in uns selber die Gier nach geistiger Spannung nur um der Spannung willen ertöten, wenn wir dann konsequent weiter gehen und die Erzeugnisse der Neuigkeitsindustrie meiden, dann machen wir uns, bei rein passivem Verhalten, schon

doppelt verdienstlich: einmal um den eigenen Geist, dem diese Fasten-
kur als Überleitung zu einer vernünftigen geistigen Diät trefflich be-
kommen wird, sodann um die Reinigung der geistigen Atmosphäre
unserer Zeit; sie kann nicht anders als ein wenig besser werden, wenn,
danke unserer Tributverweigerung, die Betriebsmittel der Leute
schrumpfen, die von Berufs und Erwerbs wegen die geistige Luft
verderben, welche wir atmen müssen. Freilich, es scheint über die
Kraft vieler Leute zu gehen, eine Eisenbahnfahrt von einer halben
Stunde aufwärts ohne einen imposanten geistigen Mundvorrat an
Zeitungen, illustrierten Blättern nebst einem Detektivroman zu unter-
nehmen; ein Kinoprogramm zu überspringen; fünf Minuten zu Hause
zu sitzen, ohne den Radioapparat lärmern zu lassen. Es sind das die-
selben Menschen, die eine Gänsehaut überläuft bei der bloßen Vor-
stellung, sie könnten einmal, bei wachem Leibe, eine halbe Stunde
ohne Lektüre, Grammophon, Radio mit sich selber ganz allein ge-
lassen werden, auch ohne Essen, Trinken, Rauchen, und so gezwungen,
die Kosten ihrer Unterhaltung eine kurze Weile aus dem eigenen
geistigen Besitze zu bestreiten und aus dem kleinen, ihren Sinnen
räumlich gegenwärtigen Stück Natur! Versuchen wir, auch sie von
ihrer Sucht zu entwöhnen — ohne Gewalt freilich wird es fast so
selten gelingen wie beim Morphinisten. Vor allem aber arbeite ein
jeder unermüdlich an der Pflege des eigenen Geistes!

Sind wir einmal mit der ersten, rein negativen Aufgabe fertig ge-
worden, haben wir ihn der Gier nach Neuigkeiten entwöhnt, dann
gehen wir umsichtig und behutsam daran, eine rationelle geistige Diät
aufzustellen. Das kann, wie alles Vernünftige, nur nach Grundsätzen
geschehen. Der erste Grundsatz sei: lieber fasten, als mindere Kost
zu sich nehmen. Vermutlich würde es uns allen gut tun, wenn wir
einmal ein Viertel- oder auch ein halbes Jahr kein gedrucktes Wort
und Bild zu Gesichte, keine Note zu Gehör bekämen, wenn wir ge-
zwungen wären, den Geist zu nähren aus dem menschlich-schlichten
Erleben unseres Alltages, aus dem Anschauen des kleinen Stückes
Natur, das uns umgibt, und aus dem geistigen Gute, das wir zuvor
gesammelt haben; dessen Wert könnte auf keine bessere Probe gestellt
werden! Der zweite Grundsatz sei: man kann heute in geistigen
Dingen gar nicht reaktionär und exklusiv genug sein; das Beste ist
gerade gut genug für unsere geistige Rekonvaleszenz. Das Beste aber
sind immer die Quellen selber. Wir haben uns viel zu sehr daran
gewöhnt, nur noch Bücher über die großen Werke und ihre Schöpfer
zu lesen; schieben wir diese Mittlerschaft beiseite, gönnen wir unserm
Geiste die unmittelbare Berührung mit den Werken des Meisters
selbst, damit er sich an ihnen wärme und entzünde. Der dritte Grund-
satz endlich sei: „meden agan“, wie die alten Griechen sagten — „nichts
im Übermaß“; man muß nicht alle geistigen Güter der Vorzeit ge-
nießen wollen — wir fühlen uns ja auch nicht verpflichtet, im Gast-
hause die ganze Speisefarte herunterzuessen, auch dann nicht, wenn
wir auf alle Gerichte Appetit hätten. Ein Kennzeichen der wahren

geistigen Kultur ist die freiwillige Beschränkung auf das ihr im gegenwärtigen Raume nahe Liegende, durch Überlieferung nahe Gebrachte. Viele geistig interessierte Leute sind heutzutage in allen möglichen abgelegenen Literaturen und Kulturen besser zu Hause als in der des eigenen Volkes. Die Liebeslieder der Samojeden, die Vorstellungen der Papuas vom Leben nach dem Tode mögen recht interessant sein; aber fassen wir uns doch den Mut, von diesen Dingen und von vielen andern jenseits der Grenzen unseres Lebensraumes gewachsenen eine Weile nichts zu wissen zu wollen. Überlassen wir es getrost den Spaniern, die Bücher von Unamuno, den Franzosen, die von Paul Valéry und André Gide zu lesen, sehen wir uns erst einmal etwas gründlicher als bisher in der Naturgeschichte, der Historie, der Literatur unserer Landschaft und unseres Volkes um, nähren wir unsern Geist eine Weile mit den Meisterwerken unserer Väter — er braucht nicht zu darben bei dieser Kost. Die Geschichte unseres Volkes ist aufgeschrieben, in einem wahrhaft klassischen Werke, von Johannes von Müller, welchen Gestaltungskraft, monumentaler Stil und sittlicher Ernst den großen Geschichtsschreibern der Antike zur Seite stellen — wer liest ihn heute, so wie er gelesen zu werden verdient? Wer die Zeit, die Sammlung, den Ernst aufbringt, ein solches Werk durch wiederholtes besonnenes Lesen sich wirklich zu eigen zu machen, der hat für seine Bildung mehr gewonnen, als wenn er sich jahrelang planlos in allen Gassen der Weltliteratur herumtreibt. Zur Bildung gehört Zeit. Bildsam, bildungsfähig nennen wir den, der noch nicht erstarrt, spröde geworden ist. Zu weich darf er aber auch nicht sein, eine Gallerte ist nicht bildsam, denn sie zerfließt sofort wieder ins Formlose, wenn die bildende Kraft aufhört, auf sie zu wirken. Auch dann kommt keine Bildung zustande, wenn der Bildsame sich dem prägenden Drucke der bildenden Form nur ganz kurze Zeit aussetzt; wer gleichzeitig oder gleich nacheinander die heterogensten bildenden Formen auf sich wirken läßt, in dem kann keine von ihnen eine bleibende klare Spur hinterlassen. Wer sich wirklich bilden will, der muß die Zeit, die Geduld, den Eigensinn haben, sich ausschließlich einem bildenden Einfluß hinzugeben so lange, bis er dessen Wirkung ausgeschöpft hat.

Ich will nicht fortfahren im Aufzählen unserer Meister und ihrer Meisterwerke. Ihnen allen war in besonderem Maße eigen wahrhafte Bildung, in bedächtig-langsamem Reifen erworben, die sie unabhängig machte von den geistigen Eintagsströmungen; die sie zwang, streng gegen sich selber und gegen die eigenen Werke zu sein, unabhängig und unbekümmert um die Tagesmeinung an der eigenen Vollendung weiterzuarbeiten. Treten wir ihr Vermächtnis an, suchen wir, im schönen ursprünglichen Sinne des Wortes, ihre Bildung uns „einzubilden“, indem wir ihre Werke uns zu eigen machen — ich wüßte, gerade heute, keine bessere Diät für unsere rekonvaleszente Geistigkeit. Wenden wir uns, von ihnen geführt, noch weiter rückwärts zu den Quellen ihrer Bildung, zu den Werken der Antike, die uns alle

in trefflichen Übertragungen nahegebracht sind. Nie sind die einfachen Formen der Beziehungen zwischen den Menschen, diese Grundlagen unserer geistigen Existenz, heute dieselben wie vor 3000 Jahren, schlichter, reiner, schöner dargestellt worden als in den Gesängen Homers; nie sind die Erscheinungsformen, ist das Schicksal der geistigen Größe eindrucklicher geschildert worden als in den Lebensbeschreibungen des Plutarch.

Dann aber, wenn wir den Geist gereinigt und gestählt haben in den Quellen der Vorzeit, dann sollen wir uns mit gesammelter Kraft den geistigen Aufgaben der Gegenwart zuwenden. Wir können den Sinn unseres Daseins nicht verwirklichen, wenn wir sehnsüchtig rückwärts gewandten Blickes durchs Leben gehen; nur dann erfüllt das geistige Erbe der Vergangenheit seine wahre Bestimmung an uns, wenn seine Aneignung uns nicht nur gebildeter und gelehrter, wenn sie uns vielmehr *w e i s e r* macht, das heißt uns instand setzt, den Aufgaben unserer Gegenwart besser gerecht zu werden. Die geistige Gegenwart sei dann die bewegte Melodie unseres Lebens, das Wissen um die geistige Vergangenheit füge sich zu ihr als von Stufe zu Stufe, langsam und klar fortschreitender Baß, Halt gebend, Sinn vertiefend; gelingt diese Verschmelzung, dann ist ein hohes Gut verwirklicht, die Harmonie des Geistes, welche ihn, gelassen in sich ruhend, allen Widersachern entrückt, allen Gefahren trogen läßt.
